

Liebe Gemeinde,

ich habe in dieser Woche in Wolfhagen eine musikalische Vesper mitgestaltet, in der unter anderem auch ein Kunstwerk vorgestellt worden ist, das während der letzten Klangreise des Kirchenkreises 2016 entstand. Vielleicht erinnern sich einige daran. Felix Mendelson Bartholdy war das Thema und bei jeder Station durften die Besucher einen Faden auswählen. Aus diesen Fäden entstand während des Konzertes ein gewebtes Stück Stoff. Aus all diesen Stoffen ist eine Bank geworden. Etwas Einmaliges, das wir hoffentlich irgendwann auch in unserer Kirche zu Gast haben werden.

Diese Bank hat mich auf die Idee dieser Predigt gebracht.

Eine Bank, ein Platz zum Ausruhen, zum Träumen und Nachdenken, ein Treffpunkt zum Schnuddeln, manchmal auch ein Aussichtspunkt. Und viele Menschen können solch eine Bank nutzen.

Ich habe, gerade in den letzten Monaten, oft auf meiner Lieblingsbank oben am Waldrand gesessen. Einfach wunderschön ist unsere Heimat, so ging es mir durch den Kopf. Alles sieht so herrlich aus, die Vögel singen, Schmetterlinge gleiten über die Wiesen, Bienen und Hummeln brummen. Die Natur grünt und blüht und bei oberflächlichem Hinschauen scheint alles in bester Ordnung zu sein. Ich hatte das Gefühl, als atme alles um mich herum auf. Und doch ist eben nicht alles okay. Wir leben in einer merkwürdigen Zeit geprägt durch das Coronavirus. Alles ist irgendwie anders, keiner kann sagen, wie lange noch, manche Menschen verleugnen die Situation, krude Theorien werden verbreitet, manch einer fühlt sich bevormundet, ausgebremst und hilflos. Viele Menschen sind wirtschaftlich am Rande ihrer Existenz und keiner weiß, wann und wie es besser werden wird.

Wir sind auf einmal zu einem großen Teil auf uns selbst zurückgeworfen und das ist alles andere als spaßig. Plötzlich wird, zumindest mir, bewusst, was eigentlich wirklich wichtig ist, was fehlt in einer solchen Situation. Gemeinschaft und Nähe anderer Menschen, ein Gespräch, eine Umarmung, ein Händedruck oder einfach mal wieder zusammen Kaffee trinken ohne darüber nachdenken zu müssen, ob und mit wie vielen ich das tun darf. Gemeinsam singen, das fehlt mir ganz schrecklich.

Wie, liebe Gemeinde, gehe ich als Christin um mit dieser Situation?

Hören wir auf ein Wort aus Psalm 18, 7:

*Als mir angst war, rief ich den HERRN an
und schrie zu meinem Gott.*

*Da erhörte er meine Stimme,
und mein Schreien kam vor ihn zu seinen Ohren.*

Dieser Vers des Psalmbeters ist mir wichtig geworden in den letzten Monaten.

Ja, ich gebe es zu, das Ganze macht mir schon Angst und aus dieser Situation heraus, habe ich das Gebet wieder ganz neu für mich entdeckt, manchmal auch auf meiner Bank. Da hatte ich oft das Gefühl, als säße Gott neben mir, hielte meine Hand und hörte mir einfach zu. Und ich durfte alles vor ihm ausbreiten.

Sicher, es geht mir gut, bis jetzt sind meine Familie und ich gesund geblieben und doch geht das alles nicht spurlos an mir vorbei. Viele Menschen haben ihr Arbeit verloren oder werden sie noch verlieren und wissen nicht, wie es weitergehen soll. Viele Menschen sind einsam gestorben, Ärzte und Schwestern haben bis ans Ende ihrer Kräfte gearbeitet und waren doch hilflos. Familien mussten sehen, wie sie Arbeit und Kinder unter einen Hut bekommen. Betreuung war auf einmal nicht mehr da, für viele Familien eine echte Katastrophe, auch finanziell.

Gott, wo bist du? So habe ich manches Mal gedacht und gefragt. Es gab und gibt so viel „Warum“ und „Wieso“ und keine Antwort.

Ja, ich werfe Gott auch meinen Frust hin, meine Hilflosigkeit, die mich manches Mal überkommt; ich setze mich nicht hin und formuliere wohlklingende Sätze, nein ich rede so, wie mir „der Schnabel gewachsen“ ist. Gott kennt mich, ich bin sein Kind. Das macht mich froh zu wissen und sogar mein Gestammel, das, was ich nicht in Worte fassen kann, sogar meine Wut und Verzweiflung, all das versteht ER.

Vielleicht schüttelt er manchmal den Kopf über mich, vielleicht lächelt er, weil ich die Zusammenhänge nicht verstehe, aber egal wie, meine Gebete haben einen Adressaten, sie gehen nicht ins Leere, sondern sie landen dort, wo ich mich ganz sicher, aufgehoben, verstanden und geliebt wissen darf, eben bei meinem himmlischen Vater.

Ich habe aber auch Danke gesagt. Für mein Zuhause, dafür, dass ich finanziell abgesichert bin. Trotzdem ich viele Menschen nur von weitem sehe, manches nur eingeschränkt möglich ist, bin ich eingebunden in eine Gemeinschaft, in der ich mich zu Hause fühle.

Und wir leben in einem Land, wo die medizinische Versorgung unglaublich gut ist und trotzdem wird gemeckert, was ich nur ganz schlecht ertragen kann. Und die Menschen, die da für uns tätig sind, müssten viel mehr für ihren Dienst bekommen. Da hilft, so gut wie es gemeint ist, nicht nur Beifall klatschen.

Und ich bin dankbar, dass wir nun wieder gemeinsam Gottesdienst feiern können. Klar, mit Gesang, ohne Mundschutz und Anmeldung wäre es viel schöner, aber das ist gerade nicht zu ändern und doch haben wir die Möglichkeit zusammen zu sein.

Es gibt jedoch etwas, das ist ohne Einschränkung immer und überall möglich, nämlich füreinander zu beten. Dabei spüre ich auch Gemeinschaft, selbst wenn wir nicht zusammen sein können.

Dieses Empfinden hatte ich oft, wenn ich am Waldrand saß, über unser Dorf blickte und die Menschen vor Gott gebracht habe.

Und immer hatte ich hinterher das Gefühl, gestärkt und getröstet weitergehen zu können, auch wenn ich auf vieles keine Antwort bekommen habe.

Ein Gebet habe ich in Vorbereitung meiner Predigt gelesen und das möchte ich an den Schluss stellen, weil es genau das ist, was Gebet sein kann:

Gott,

wenn du wüsstest wie schwer das ist.

Wie soll ich anfangen?

Vielleicht mit einem Kreuzzeichen oder doch einfach loslegen?

Eigentlich weißt du doch, wie es mir geht
und was mich beschäftigt.

Was soll ich noch sagen?

Und doch... es tut mir gut,

alles auszusprechen.

Einfach so, ungefiltert.

Und zu wissen, dass es nicht ins Leere geht.

Du bist da. Und wirst dableiben.

Ganz egal, was ich versuche, dir zu sagen.

Du bist für mich da.

Amen.